

Der Seidewanderer

89. Jahrgang – Nr. 40

Heimatbeilage der Allgemeinen Zeitung, Uelzen

Sonntag, 28. September 2013

Heinke Hannig und ihr „Schattenkind“

Laudatio zur Verleihung des Hans-Henning-Holm-Preises der Niedersächsischen Sparkassenstiftung am 15. September 2013 im Kurhaus von Bad Bevensen

Von Georg Bühren

Am dritten Wochenende im September findet seit 1948(!) alljährlich die Bevensen-Tagung statt. Damit ist diese plattdeutsche „Dagfahrt“ die älteste literarische Veranstaltung in Deutschland. Alljährlich wird auch ein Preis verliehen – im Wechsel für Jugendliteratur, Musik, Wissenschaft und Hörspiel. Dieses Jahr war wieder der Hans-Henning-Holm-Preis an der Reihe, der Hörspielpreis. Die Laudatio hielt Georg Bühren, beim WDR zuständig für das Plattdeutsche und Regisseur von über 100 Hörspielen.

Frage vorweg:

Konn ick dat alls, wat ick nu seggen will, üerwer düssen Pries, üerwer Heinke Hannig und iähr Hörspiell „Schattenkind“ nich auk up Platt seggen? – Wisse, dat konn ick wull, men ick kaimp mi daobi nich recht kommodig vör. Dat eerste is: mien Platt is sowiet wegg van Jue – et is dat Platt ut Tiäckenbuorg, no en Stückken südlick van Ossenbrügge un för Jue Ohrden schwaor te vestaohn. Dat twedde: Ick liäw nich würcklick in düsse Spraok, ick mott, wull äs wi alle, an dreehunnert-niägenfüfftig Dage in't Jaohr Haugdütск küern, un mangs knibblige Saaken „in rundfunkgerechtes Deutsch“ setten – un ick möch dortüm ün Verständnis vidden, wann ick düsse Laudatio up Haugdütск vördriäge.

Der Hans-Henning-Holm-Preis, neine sehr verehrten Damen und Herren, ist ein Preis für niederdeutsche Hörspiele und zeichnet damit Autorinnen und Autoren aus, die in einem sehr kleinen Segment der Medienlandschaft arbeiten. Vorbei sind die legendären Vor-Fernseh-Zeiten, in denen die großen deutschen Zeitungen ede Neuproduktion eines Senders ausführlich besprachen, ja sogar unterschiedliche Inszenierungen desselben Textes miteinander verglichen. Von Max Frisks bekanntem Hörspiel Biedermann und die Brandtifer“ gibt es sieben unterschiedliche Produktionen, von Günter Eichs Hörspiel „Träume“ ün.

Damals, 1953, schreibt Ilse Aichinger, eine der großen österreichischen Nachkriegsautorinnen einen Brief an ihren Vater. Sie zitiert darin ihren Mann, Günter Eich, mit einer Aussage, die wie ich finde, sehr viel mit dem Hörspiel zu tun hat, das wir ausgezeichnet haben – „Schattenkind“ von Heinke Hannig. Ilse Aichinger schreibt also 1953: „Günter sagte mir einmal etwas sehr Schönes: ‚In jeder Freude muss die Traurigkeit der ganzen Welt sein, sonst ist sie nicht echt.‘“

Ein Paradoxon: Die Freude und die Traurigkeit, die sich einander bedingen sollen, wie Eich offenbar behauptet hat, mehr noch: ein individuelles Empfinden gebunden an ein globales, kaum zu fassendes Phänomen: die Traurigkeit der ganzen Welt.

Gut, vielleicht müssen wir die Zeit berücksichtigen, das große Trauma des Zweiten Weltkriegs lastete schwer, Günter Eich war Soldat und hat sich stets dagegen verwahrt, wenn man ihn in die Nähe der Widerstandskämpfer rücken wollte. Und doch stammen ebenso radikal wie einfache Verse von ihm wie die folgenden, sehr bekannten aus seinem Hörspiel „Träume“:

*Nein, schläft nicht, während die Ordner der Welt geschäftig sind!
Seid mißtrauisch gegen ihre Macht, die sie vorgeben süreuch erwerben zu müssen.
Wacht darüber, daß eure Herzen nicht leer sind, wenn mülder*

Leere eurer Herzen gerechnet wird!

Tut das Unnütze, singt die Lieder, die man aus eurem Mund nicht erwartet!

Seid unbequem, seid Sand, nicht das Öl im Getriebe der Welt!

Wie klein doch manchmal die Welt ist: In den Kriegsjahren dient Günter Eich als Unteroffizier im Stab von Jürgen Eggebrecht. Der, so heißt es, bewahrte ihn bis 1944 vor einem Fronteinsatz. Dieser Jürgen Eggebrecht hatte vor dem Zweiten



Georg Bühren

Weltkrieg als Lektor im Piper-Verlag gearbeitet, kannte Ilse Aichinger, Ingeborg Bachmann, Suhrkamp, Huchel, Kesten oder Hans Werner Richter, den Begründer der späteren Gruppe 47 (die wiederum Günter Eich für seine Gedichte auszeichnete) – und Jürgen Eggebrecht wurde 1949 Leiter der Abteilung „Kulturelles Wort“ beim NWDR (WDR und NDR trennten sich erst Anfang 1956) und war damit ein direkter Kollege und Vorgesetzter unseres „Namenspatrons“ Hans Henning Holm.

Der leitete von 1960 bis 1973 die Niederdeutsche Abteilung des NDR Hamburg. Zusätzlich war er Autor hochdeutscher Essays, vor allem aber plattdeutscher Lyrik und Prosa, von Hörspielen und Theaterstücken. Nach seiner Pensionierung schrieb und sprach er für „Hör mal'n beten to“, wurde vielfach mit Preisen bedacht, darunter auch ein Kabarett-Preis, was vermuten lässt, dass er auch wusste, was Humor ist. Irmgard Harder hat ihn im Vorwort zu einer Ausgabe nachgelassener Gedichte mit wenigen Versen des eigenen Werks skizziert und eine Persönlichkeit gezeichnet, die offenbar trotz aller Sensibilität sehr gut geerdet war – das scheint mir nebenbei bemerkt auch für unsere heutige Preisträgerin Heinke Hannig zu gelten – der seelenvolle, nur in sich blickende Poet war wohl seine Sache nicht:

*Ji kennt jo all dat ol Gedröhn:
De Dichter is en Musensöhn
Un ritt up Pegasus –
Ick hol nix vun so'n Rüteree
Un glöv ni an de Snüteree –
Vun wegen Musenkuss ...*

Mag auch sein, dass er sich ehrende Annäherungen oder gar die Benennung eines Preises mit seinem Namen verboten hätte –

*Snackt mi ni darvun, – heißt es an anderer Stelle –
Snackt mi ni darvun, wat mien Nam ju gellt ...
De Daag, wo wi jung weern,
sünd de Daag, de man tellt.
Laat Lorbeer is bitter, ji könnt ju em spoorn –
Wo sööt weer he weern – in mien twintiger Jaohrn!*

Als er 1977 im 69. Lebensjahr starb, konnte man als junger Autor noch ganz naiv – ich weiß wovon ich rede – ein plattdeutsches Manuskript an eine Rundfunkanstalt – in meinem Fall den WDR schicken, in der Hoffnung,

dort Gehör zu finden, besser noch, man schickte es zu Radio Bremen, denn der WDR produzierte nicht so viele. Hanns Henning Holms Stelle wurde übrigens 1973 nicht wieder besetzt, Radio Bremen produzierte fortan für den NDR mit – und das in einem inhaltlichen Spektrum und einer Professionalität, die die oft krampfhaft bemühten Vergleiche mit dem hochdeutschen Hörspiel nicht zu scheuen brauchten. Wir, die damals jungen niederdeutschen Autoren, fanden in Jochen Schütt einen kämpferischen, engagierten Dramaturgen und Regisseur.

Erinnert sei an die legendären Autorentreffen, damals stets am ersten Wochenende nach Ostern, wo Produktionen gehört und oft heftig im kollegialen Disput zerpfückt wurden. Aus den eigenen oder Fehlern anderer zu lernen, ist nicht die schlechteste Schule, und ich würde mir wünschen, wenn es ein solches Forum wieder gäbe: Wie schnell sind die Regeln unseres Handwerks – denn es ist auch ein Großteil Handwerk in dieser Arbeit –, vergessen oder unter neuen, modischen Entwicklungen verschüttet.

Aber lohnt sich das alles noch?

Natürlich lohnt es sich – und das ist hier nicht nur Bevenser Sonntagsgerede – egal, wie groß die Zahl plattdeutscher Hörspiele noch ist, wie groß oder klein die Chance auf Realisierung eines Manuskripts auch sein mag – das Ergebnis, die Produktion, die Qualität eines plattdeutschen Hörspiels in sich muss stimmen, andernfalls befördert man seinen Untergang.

Ich hielt es für wichtig, kurz auf die Ursprünge dieses Preises und auf die Geschichte des Hörspiels hinzuweisen, sie hat doch sehr viel mit unserer heutigen Preisträgerin zu tun – Heinke Hannig steht hier heute gleichsam am Ende dieser langen Entwicklung, und es ist gut, dass wir diesen Preis heute noch so vergeben können, wie er all die Jahre vergeben worden ist. Denn – das diesjährige Angebot löste doch bei einigen Jurymitgliedern krause Stirnfalten aus. Und es war Dirk Römmer, der in einer zusätzlichen Sitzung, die wir anberaumten, um uns über die künftige Ausrichtung dieses Preises Klarheit zu verschaffen, den für mich entscheidenden Satz sagte:

Er wolle eigentlich, dass dieser Preis so bliebe, wie er ist und wie er immer war, ein Preis für niederdeutsches Hörspiel – denn natürlich gehen auch in meinem Kopf zahlreiche Mediengespen-

ter um, deren ich als Redakteur Herr werden muss: Der Rundfunk kann sich nicht mehr darauf verlassen, dass Menschen traditionellerweise jeweils zum festgelegten Sendetermin vor den Lautsprechern sitzen. Ihre PCs, Notebooks, i-Macs, iPhones,



iPads erlauben es ihnen, Sendungen automatisch aus dem Netz zu laden und sie zu hören, wann immer sie wollen. Nahezu alles ist innerhalb einer sich rapide verändernden Medienlandschaft jederzeit verfügbar, Filme müssen nicht mehr in der Videothek ausgeliehen werden, je nach Profil des Nutzers landen Radiosendungen wie in einem Abonnementssystem in seinem individuellen Fach. On demand, download, podcast heißen die Zauberwörter, denen sich auch eine nahezu anachronistische Kunstform wie das plattdeutsche Hörspiel stellen muss. Leicht wäre es, in dieser Situation zu sagen, wir brauchen eine Neuausrichtung hin zu den neuen Medienbedingungen, wir müssen das Netz, das Internet in diesen Preis einbeziehen, den Hans-Henning-Holm-Preis zu einem Medienpreis erweitern, aus seiner Reduktion auf die Form des plattdeutschen Hörspiels befreien. Aber in dieser Situation zu beharren auf der Fortexistenz eines traditionsreichen Preises für eben dieses plattdeutsche Hörspiel, wie Dirk Römmer es forderte, war für mich ein positiver Anstoß: Solange wir die Sendeplätze bei Radio Bremen, NDR und die kaum noch auffindbaren bei meinem eigenen Sender WDR noch haben, muss es auch diesen Preis geben, einen Preis vor allem für das literarische niederdeutsche Hörspiel, das autarke, nicht an Serienvorgaben oder vordergründigen Unterhaltungsbedürfnissen orientierte plattdeutsche Hörspiel.

Autoren, die unverwechselbar, nur in dieser Sprache arbeiten können und wollen, müssen wissen, dass es noch Chancen zur Realisierung ihrer Hörspieltexte gibt und sogar einen Preis.

Bei einem nur alle vier Jahre vergebenen Preis muss natürlich

die Information darüber kontinuierlich erfolgen, er muss im Bewusstsein der Autorinnen und Autoren wach gehalten werden – daran wird zu arbeiten sein. Und natürlich kann es nicht schaden, über den Tellerrand hinaus zu blicken – wo entwickeln sich möglicherweise plattdeutsche Hörspiele oder interessante Formen außerhalb der öffentlich rechtlichen Anstalten, wo hat das Internet solche plattdeutschen Nischen eingerichtet, die die Jury kennen sollte.

Mit großer Einhelligkeit hat die Jury das Hörspiel „Schattenkind“ zum Sieger gewählt.

Heinke Hannigs Stück sticht schon dadurch aus dem Gewohnten heraus, dass die Autorin auf eine zeitlich linear erzählte Geschichte verzichtet. Und wenn man die gewohnten Pfade des „und dann“ mit „Einleitung – Hauptteil – Schluss“ oder der traditionellen 5-Akt-Theaterdrama-



Heinke Hannig

turgie verlässt und sich auf das besinnt, was nur das Hörspiel kann (Hörspiel ist ja nicht „Theater für Arme“ oder „Theater im Dunkeln“), dann hat man viele Freiheiten, aber noch lange kein schlüssiges Konzept. Heinke Hannig hat eines gefunden: Sie gruppiert ihre Stimmen um eine Figur, die es gar nicht gibt. Da ist jemand, dem erzählen die Stimmen etwas, aber der, der da nach Erkenntnissen sucht, ist als Figur gar nicht präsent. Er sagt nichts, stellt nicht einmal die Fragen und ist doch ganz nah beim Hörer, nimmt quasi dessen Position ein. Uns wird etwas erzählt: von einer Mutter, einem Vater, einer Lehrerin, einem Jungen, einer Bi-

bliothekarin und einem Krankenhausarzt. Denn ein Kind ist aus dem Fenster gefallen, und dieses Kind, Mechthild, gibt es gleich zweimal.

Die erste Mechthild ist zum Erzählzeitpunkt schon elf Jahre tot, gestorben an Leukämie. Sie wurde nur acht Jahre alt. Ihr neues Kind nennen die Eltern wieder Mechthild, ein Schattenkind, ein einsames Kind, denn die Eltern werden den Tod ihrer ersten Tochter nie überwinden. Jeder geht den Trauerweg für sich, vielleicht so wie es Hilde Domin in ihrem Gedicht „Die schwersten Wege“ beschreibt.

*Die schwersten Wege
werden alleine gegangen,
die Enttäuschung, der Verlust,
das Opfer,
sind einsam.
Selbst der Tote der jedem Ruf
antwortet
und sich keiner Bitte versagt
steht uns nicht bei
und sieht zu
ob wir es vermögen.*

So beginnt das Gedicht, das – wie ich finde – sehr viel mit Heinke Hannigs Hörspiel zu tun hat, obwohl Lyrik, wie die Autorin mir verriet, nicht ihr Gebiet ist. Die Mutter zieht sich zurück, verliert die Freude am Leben, der Vater kämpft gegen die alles lähmende Trauer, gegen die Erinnerung. Nur kleine Facetten geben die Eltern Preis, oft mit deutlicher Verwunderung über dieses zweite Kind, worin sich die Distanz zeigt und das Dilemma des Schattenkindes, aus dem Dunkel nie wirklich ins Licht treten zu können.

Das Elternhaus macht die Lage nicht besser:

„Un dat will ick Se seggen: In so'n Huus, dor kann en Kind nich richtig diehen. Düstler. Jichenswie allns ohne Farv. As wenn de Farven – rutsogen – sind. Koolt. Ja, dat Kole, dat Düstere, dat suppt ut de Muern rut.“

„In jeder Freude muss die Traurigkeit der ganzen Welt sein, sonst ist sie nicht echt.“ Man glaubt im Hörspiel „Schattenkind“ diese kindliche Freude zu spüren, jene Freude, die die Traurigkeit der ganzen Welt beinhaltet. Die zweite Mechthild hat diese Freude zuweilen. Im Licht der ersten Mechthild muss sie ihren eigenen Weg finden. Sie muss ihn nahezu allein gehen, nur ihr Kindergarten- und Schulfreund Felix ist bei ihr. Auch die Eltern müssen ihren Weg allein gehen, jeder für sich, die Verbindung des Paares ist schon aufgelöst. Die Mutter versinkt in nie enden wollender Trauer, der Vater hat sich



Laudator Georg Bühren, Preisträgerin Heinke Hannig, Werner Steinhilber, Vorstandsmittglied der Sparkasse Uelzen-Lüchow-Dannenberg für die Niedersächsische Sparkassenstiftung, und Carl-Heinz Dirks, Vorsitzender der Bevensen-Tagung
Fotos: Andreas Springer

längst von seiner depressiven Frau distanziert und sucht sein Glück in langen Jogging-Läufen. Die Freude, die sie an ihrer zweiten Mechthild, diesem kreativen, phantasievollen Kind haben könnten, die echte Freude, die die Trauer der ganzen Welt einschließt, stellt sich für die Eltern nicht ein, sie lassen sie nicht zu.

Die Lehrerin, die Leiterin der Bibliothek, wo die zweite Mechthild ganze Nachmittage lesend zubringt, selbst der behandelnde Arzt im Krankenhaus – sie alle wissen Außergewöhnliches oder Seltsames über dieses „Schattenkind“ zu erzählen. Von Mechthilds Berufswunsch „Schlafwandlerin“; vom vielen Lesen, das das Kind offenbar körperlich leichter macht; dass sie sich die Kleider zerschneidet, die braun-gelb-karierte Hose, die ihrer verstorbenen Schwester viel besser gepasst hat.

Kleine Details, die uns als Hörer sowohl dieses bedauernswerte Kind als auch die über sie redenden Personen plastischer, anschaulicher machen. Auf knappem Raum – das Hörspiel ist in der Produktion nur eine halbe Stunde lang geworden – entsteht ein ungeheuer dichtes, psychologisch durchdachtes Bild, wenige Sätze zeichnen wie bei gelungenen Skizzen gut erkennbare Figuren in den Hörraum, schaffen eine große, wenngleich mitunter schwer zu ertragende Spannung.

Aushalten muss man als Hörer u.a. die Tatsache, dass auch die zweite Mechthild dem Tod näher steht als dem Leben. Das Hörspiel beginnt, als die zweite Mechthild aus dem Fenster fällt – sie ist gesprungen, aus freien Stücken, wie es scheint. Glaube sie, fliegen zu können? – Ihr kleiner Freund Felix vermutet das, er erzählt von Mechthilds Clown, der im Baum wohnt und sie beschützt. In Mechthilds Phantasie war auch ein Hund entstanden, ein Hund mit blauen Federn, der fliegen und lesen kann. Das hat sie in einem Aufsatz geschrieben, die Lehrerin liest ihr daraus vor, als sie nach ihrem Fenstersturz im Koma liegt. Ganz zum Schluss, als die zweite Mechthild aus ihrem Krankenzimmer verschwunden ist, liegen nur noch ein paar blaue Federn auf dem Bett.

Wacht darüber, daß eure Herzen nicht leer sind, wenn mitder Leere eurer Herzen gerechnet wird!

Mit leeren Herzen lässt sich nicht viel Gutes ausrichten in dieser Welt. Man kann das leere Herz, ebenso wie das falsche, schlecht verstecken – die Menschen ahnen das – auch in Wahlkampfzeiten. Mit leerem Herzen, so glaube ich, lässt sich kein Hörspiel schreiben – vielleicht Bedienungsanleitungen oder allgemeine Geschäftsbedingungen,

aber keine Literatur und kein Hörspiel.

Heinke Hannig hat als Sterbegleiterin gearbeitet. In vielen ihrer Kurzgeschichten spielt der Tod eine wichtige Rolle. Da gibt es eine nahezu surrealistische Begegnung eines jungen Mannes mit einer nackten Frau im Eisenbahnabteil, und der junge Mann stellt nach einigem Zögern und verlegenen Fragen fest, dass sie beide auf dem Weg zur gleichen Beerdigung sind. Und dann hat der Zug sein Ziel erreicht, wie soll er nun in Begleitung einer nackten Frau auf den Friedhof gehen ...?

Es zeichnet die Autorin Heinke Hannig aus, dass sie die Distanz zu allzu naheliegenden Klischees wahrhaft und dass sie den Mut hat, unkonventionelle, ja verrückte Bilder und Motive zu benutzen, um im Kontrast vieles deutlich werden zu lassen, das mit neutraleren Worten und Bildern nicht entstünde. Das gilt vor allem für ihre Kurzprosa, das gilt aber auch für dieses Hörspiel. Denn natürlich sind die blauen Federn des Phantasiehundes nicht weit entfernt von der „Blauen Blume“ der Romantiker, gemeinsam sind ihnen die Sehnsucht, die Liebe und das geheimnisvolle, metaphysische Unendliche. Die Autorin drängt es uns aber nicht auf, sie lässt diese blauen Federn am Ende unerklärt, es kann sein,

dass der fliegende Hund, das Phantom der Phantasie, leibhaftig geworden ist und das Kind mitgenommen hat, kann aber auch sein, dass es für das Verschwinden und die blauen Federn eine ganz einfache, prosaische Erklärung gäbe – wir werden es nie erfahren.

Und diese Blaue Blume der Romantik kann auch ein Schmetterling sein, ein Buotterlicker, so als in Heinkes Geschichte „Der Schmetterling“:

August un Erna, de twee, leven tofreden in jere smucke Huus an't Enn vun't lütte Dörp. Se leeven ganz eenfach, trucken jere Gemüse süilms in den Hoff, un August hack ok dat Holt süilms, dormit se in den Winter en mollig warme Stuuv harn. Eegentlich har dat jümmers so wiedergahn kunnt, wenn August nich den doren Droom hatt harr. In en hitte Summernacht weer dat, dor flatter en Schmetterling rin in sien Droom, en Schmetterling, so schön, so wunnerschöön, so een har August no nie nich sehen. Liichten blau weer de mit twee helle Punkte – as Ogen – op de Vorderflögel und fiene Tacken an de Achterflögel. Mal sett de sick dal op en Mohn, mal op en Dies-tel, mal op en Roggenbloom. Mit sien twee helle Punkte keek de Schmetterling em an, as wull he em en Geheimnis anvetruun, en wichtig Geheimnis. As August waken worr, weer em dat klaar: Den Schmetterling, den musst he söken!

Of he em funn' heff, dat kanns in Heinke Hannigs Vetellband „Geschichten vun dat Glück“ gewaahr weern.



Diese Autorin, davon bin ich auch nach dem Lesen ihrer Kurzgeschichten überzeugt, ist so voll von menschlichen Erfahrungen, sie ist so voll von Bildern und sie ist so versiert im Umgang mit beidem, in der kreativen Verknüpfung von Erfahrung und Erfindung, dass wir von ihr hoffentlich noch einiges erwarten dürfen.

Heimat, so sagte mir Heinke Hannig während eines längeren

Gesprächs vor einigen Wochen in Hamburg, mache sich für sie vor allem an der Sprache fest. Ins Plattdeutsche hineingeboren zu werden, in dieser Sprache die ersten bewussten Erfahrungen zu machen, ist etwas Unverlierbares.

„Heimat in der Sprache“ ist der Titel eines Essay-Bandes von Hilde Domin, eigentlich Löwenstein, die vor den Nazis bis in die Dominikanische Republik flüchtete und ihren Namen dieser Lebensreise wegen entsprechend änderte – und natürlich ist ein solcher Exilweg überhaupt nicht vergleichbar mit dem zufälligen Aufwachsen in einer plattdeutschen Umgebung, hier ein kleines nordfriesisches Dorf, in dem Hochdeutsch als die erste Fremdsprache gelernt werden musste. Und dennoch: Schreiben, sich ausdrücken, zu spielen in der eigenen Sprache ist hier wie dort ein Grundbedürfnis. Eine Zeitlang sei das für sie, sagt Heinke Hannig, die wichtigste Tätigkeit überhaupt gewesen, inzwischen gebe es noch andere Schwerpunkte in ihrem Leben, und die Ruhe, die Muße, die man fürs Schreiben braucht, lassen sich nicht mehr so einfach herstellen; die Bereitschaft, sich auf die Anregungen, Impulse und Ideen von außen einzulassen, sie wie kleine Mosaiksteine zu sammeln und den Zettelkasten damit zu füllen, aus dem dann neue Kurzgeschichten und Hörspiele werden.

Den Lehrerberuf hat sie dafür aufgegeben. Es gehört Mut dazu, den geregelten Weg einer Beamtenlaufbahn zu verlassen, Mut, die eigene Existenzgrundlage in Frage zu stellen. „Ein Schriftsteller“, so sagt wiederum Hilde Domin, „braucht drei Arten von Mut. Den, er selber zu sein. Den Mut nichts umzulügen, die Dinge beim Namen zu nennen. Und drittens den, an die Anrufbarkeit der anderen zu glauben.“

Die Anrufbarkeit der anderen mag in diesem Zusammenhang verwundern, unterstellt man doch gemeinhin, Schriftsteller, Lyriker zumal, schreiben zu allererst für sich selbst. Hier aber wird mit „Anrufbarkeit“ ein Adressat postuliert, ein Leser, Zuschauer, Hörer – viel mehr als das bekannte Kommunikationschema zwischen Sender und Empfänger. Denn ich kann als Redakteur Hörspiele in die Welt hinaussenden, die vielleicht Zigtausende erreichen, aber niemanden „anrufen“, niemanden berühren, weil die Inhalte der Sendungen oder Hörspiele zu banal sind, die Handlung vorhersehbar,

die Geschichte so quälend konstruiert, dass man das Quietschen in den mühsam zurechtgedengelten Scharnieren der Handlung und der Dialoge hört. Von Anrufung keine Spur.

die Grunderfahrungen des menschlichen Daseins begreifbar macht, sie im wahrsten Sinne des Wortes mit-teilt und Saiten in uns zum Schwingen bringt, bei deren Klang wir erschrecken oder ver-

Katakomben ans Licht zu treten, in die Stadt unter den blühenden Gärten, wo die verlierbaren Lebenden und die unverlierbaren Toten eine Tischgemeinschaft bilden.

Die schwersten Wege

Die schwersten Wege
werden alleine gegangen,
die Enttäuschung, der Verlust,
das Opfer,
sind einsam.
Selbst der Tote der jedem Ruf antwortet
und sich keiner Bitte versagt
steht uns nicht bei
und sieht zu
ob wir es vermögen.
Die Hände der Lebenden die sich ausstrecken
ohne uns zu erreichen
sind wie die Äste der Bäume im Winter.
Alle Vögel schweigen.
Man hört nur den eigenen Schritt
und den Schritt den der Fuß
noch nicht gegangen ist aber gehen wird.
Stehenbleiben und sich Umdrehn
hilft nicht. Es muss
gegangen sein.

Nimm eine Kerze in die Hand
wie in den Katakomben,
das kleine Licht atmet kaum.
Und doch, wenn du lange gegangen bist,
bleibt das Wunder nicht aus,
weil das Wunder immer geschieht,
und weil wir ohne die Gnade
nicht leben können:
die Kerze wird hell vom freien Atem des Tags,
du bläst sie lächelnd aus
wenn du in die Sonne trittst
und unter den blühenden Gärten
die Stadt vor dir liegt,
und in deinem Hause
dir der Tisch weiß gedeckt ist.
Und die verlierbaren Lebenden
und die unverlierbaren Toten
dir das Brot brechen und den Wein reichen –
und du ihre Stimmen wieder hörst
ganz nahe
bei deinem Herzen.

Hilde Domin

Aus: Hilde Domin: Nur eine Rose als Stütze, 1959

Anders als im „Schattenkind“, wo die Intensität der Geschichte und der einzelnen kurzen Monologe viele Hörer so berührt haben wird, dass sie sich auch dann noch innerlich mit diesem „Schattenkind“ beschäftigt haben werden, als die Radiosendung längst verklungen war, eine Intensität, die ein Echo unseres eigenen Erlebens auslöst, die uns

Und ich will am Ende auf den großen Hörspielmann Günter Eich zurückkommen und auf die von ihm zitierten Verse, die, wengleich in kleinerer Münze gewechselt, auch für das stehen, was wir hier mit diesem Hans-Henning-Holm-Preis auszeichnen sollten:

*Tut das Unnütze, singt die Lieder,
die man aus eurem Mund nicht
erwartet!*

Denn das, meine Damen und Herren, ist auch das Wesen der Kunst und des Künstlers, und ich bewundere Heinke Hannig für ihre Konsequenz, sich sehr frei, ohne Netz und doppelten Boden, in dieser kleinen Manege des niederdeutschen Hörspiels – sie hat inzwischen das dritte erfolgreich verfasst – und der niederdeutschen Kurzgeschichten zu bewegen, auf einem Feld, das – unter allgemeinen ökonomischen Aspekten betrachtet – sicher keinen besonders hohen Nutzwert beanspruchen kann und das dennoch Texte wie „Schattenkind“ hervorbringt, ohne die – um im Bilde zu bleiben – dieses kleine Feld endgültig zu verdorren drohte. Das Niederdeutsche ist kein lukratives Geschäft, um so mehr braucht es Autoren, für die auch die Zeilen gelten:

*Wacht darüber, daß eure Herzen
nicht leer sind, wenn mitder
Leere eurer Herzen gerechnet
wird!*

Mit härte Hiärten – orre Harten – kanns so'n Stück äs „Schattenkind“ nich verstaohn un al gar nich schriewen. Ower daorüm mott jä de Geldbütel nich auk immer lierig sien, et is jä nich de Armout, de us dat Schriewen lichter mäk un nich dat Lock in't Dack, unner dat de arme Poet äs in dat Spitzweg-Beld bi Riängen sien Paraplü upspannen mot. Dorüm is et mähr äs gerecht, dat dao vandage met diissen Pries 'n biäden wat in de Kasse kümp.

Hiärtlicken Glückwunsck an Heinke Hannig, Gewinnerin van den Hans-Henning-Holm-Pries 2013 för dat Hörspiell „Schattenkind“ un besten Dank an Ju för't gedüllige Toulustern.

Redaktion: Horst Hoffmann
Gr. Liederner Str. 45, 29525 Uelzen
Tel. (0581) 808-91 812
E-Mail: horst.hoffmann@cbeckers.de